

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 11

48. Jahrgang

November 1994

*Alle Reformen in der Kirche haben sich im
Leiden der Gläubigen erhoben und von dort
ihre Triebkraft empfangen.*

Hans Werners

Kirche aushalten

Ein wenn auch nur wenig beachtetes Schlüsselwort bei der Pressekonferenz des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof *Karl Lehmann*, im Anschluß an die Herbstvollversammlung der deutschen Bischöfe hieß „aushalten“. Bei ihrem Treffen in Fulda hatten die deutschen Bischöfe ein Beispiel eines solchen Verhaltens gegeben: Mit ihrer Erklärung zu „*Ordinatio Sacerdotalis*“ (vgl. ds. Heft, 549 ff.), zu der sie sich nicht gedrängt hatten, versuchten sie einen schwierigen Mittelweg zwischen einem unkritisch-zeremoniellen, aber letztlich wertlosen Begrüßen des päpstlichen Schreibens zur Frage der Zulassung von Frauen zum priesterlichen Dienst und einer Distanzierung von ihm, die sie in einen offenen Gegensatz zum Bischof von Rom gebracht hätte, ganz zu schweigen davon, ob sie dann innerhalb der Konferenz überhaupt mehrheitsfähig gewesen wäre.

Die Spannungen werden nicht länger zugedeckt

Nimmt man die Vorgänge um das Hirtenwort und die „*Grundsätze*“ der drei südwestdeutschen Bischöfe Saier, Lehmann und Kasper zur pastoralen Begleitung von wieder-verheirateten Geschiedenen, also das Schreiben der Glaubenskongregation und die Antwort der drei Bischöfe, hinzu (vgl. ds. Heft, 545 ff.; 565 ff.), gewinnt das Wort vom notwendigen Aushalten der Spannungen, diesmal zwischen Aussagen von sich explizit widerstreitenden Vertretern des kirchlichen Lehramtes, eine noch weit größere Brisanz – nicht nur für Bischöfe, sondern für viele Glieder der Kirche, wie nah oder wie fern sie immer zur Kirche stehen, ob es der „einfache“

Kirchgänger ist oder der Theologe, der Seelsorger oder der ehrenamtlich tätige Laie.

Daß das Aushalten dieser und anderer Konflikte gegenwärtig so schwierig geworden ist, hat nicht nur damit zu tun, daß Spannungen bestehen. Gerade auch die Art und Weise, wie die entsprechenden Meinungsverschiedenheiten inzwischen ausgetragen werden, wirkt sich hier aus. Die innerkirchlichen Konflikte haben selten so offen zutage gelegen, wie dies inzwischen der Fall ist. Zahlreiche kirchliche Gremien verwarnten sich in den letzten Monaten gegen das Ansinnen des Papstes, mit „*Ordinatio Sacerdotalis*“ eine Diskussion für beendet erklären zu wollen, noch ehe sie – zumindest in Deutschland – richtig begonnen hat. US-amerikanische Bischöfe veröffentlichten Hirten Schreiben, in denen sie teils ausdrücklich, teils indirekt, aber in der Sache ungewöhnlich offen Stellung bezogen gegen die Haltung der drei oberrheinischen Bischöfe in der Wiederverheirateten-Frage und nahmen insofern die römische Stellungnahme teilweise vorweg. Ein emeritierter österreichischer Kurienkardinal nannte Hirtenbrief und „*Grundsätze*“ der drei südwestdeutschen Bischöfe in Anwesenheit eines deutschen residierenden Bischofs einen „antikatholischen Anschlag“.

Selbst wenn man gerade diese letzte Äußerung in ihrer kirchenpolitischen Bedeutung nicht überbewerten wird, seit geraumer Zeit drängt sich der Eindruck auf, als habe sich eine schon seit langem kontroverse innerkirchliche Lage nicht nur weiter zugespitzt, sondern noch einmal qualitativ verschärft. Worin diese qualitative Änderung besteht, ist auf den ersten Blick gar nicht so leicht zu sagen, ist doch das allermeiste dessen, was gegenwärtig das kirchliche Leben im

deutschsprachigen Raum belastet, alles andere als neu: Die Themen nicht, die zumeist das problematische Verhältnis zur modernen Gegenwartskultur diktiert; die meisten dieser Themen standen schon auf der Tagesordnung der Würzburger Synode vor 20 Jahren. Die Protagonisten dieser Auseinandersetzungen nicht, die sich – ob als Vertreter des kirchlichen Amtes oder als Theologen – mehr oder weniger unverzöhnt gegenüberstehen, so daß man zuweilen den Eindruck haben kann, sie gehörten unterschiedlichen Welten an.

Diese allseits bekannten Spannungen lassen sich deswegen immer weniger leicht aushalten, weil sie sich nicht nur immer weniger zudecken lassen, sondern weil die Bereitschaft zunimmt, sich zu Positionen zu bekennen, die diese Spannungen eher noch verschärfen, Entscheidungen zu treffen, die diese Spannungen verstärkt nach außen treten lassen. Das trifft auf die Entscheidung des Bischofs von Fulda, die Beratungsstellen für Schwangerschaftskonflikte seiner Diözese aus der gesetzlichen Beratung herauszunehmen, auf seine Weise ähnlich zu wie für den Versuch der drei südwestdeutschen Bischöfe, in der Wiederverheirateten-Frage die Kluft zwischen kirchlicher Norm und faktischem Verhalten an der kirchlichen Basis nicht noch größer werden zu lassen. Von mehr oder weniger großen Teilen des deutschen Katholizismus war beides seit langem eingefordert worden.

Jetzt haben beide Seiten Taten folgen lassen und es kann weniger denn je Zweifel darüber bestehen, wie weit in dieser Hinsicht auch die Meinungen innerhalb der Bischofskonferenz auseinanderliegen. Auch wenn gegenwärtig wenig dafür spricht, daß in der Kirche in Deutschland Verhältnisse einkehren, wie sie für die Niederlande traurige Berühmtheit erlangten, nämlich daß sich Teil-Milieus verselbständigen, Dissense nicht mehr ohne weiteres überbrücken lassen, ist auch hierzulande inzwischen Teil kirchlicher Wirklichkeit.

Die Mediengesellschaft verstärkt ein zentralistisches Kirchenverständnis

Es ist wie bei einem Ehepaar, bei dem sich seit geraumer Zeit erhebliche Probleme in der Partnerbeziehung angestaut haben, die sich aber von einem bestimmten Moment an immer weniger unter der Decke halten lassen. Zunächst war man bemüht, die Auseinandersetzungen vor den eigenen Kindern, vor Freunden, Bekannten und Nachbarn zu verbergen: aus Scham, aus Vorsicht, damit der Streit nicht eine Dynamik erreicht, die irgendwann auch Außeneinflüssen gegenüber nicht mehr beherrschbar sein könnte. Von einem bestimmten Zeitpunkt an hat es einer der beiden oder haben es beide satt, sich mit den eigenen Problemen und Fragen verstecken zu sollen. Man trifft Entscheidungen, die man für längst überfällig hält, von denen man aber weiß, daß sie gewisse Spannungen nicht verringern werden. So erleben es die Ehepartner als entlastend, mit anderen offen darüber zu sprechen, legen Hemmungen ab, dem anderen auch öffentlich Vorhaltungen zu machen. Und wenn der eine die Öff-

entlichkeit sucht, sieht der oder die andere nicht ein, warum er bzw. sie sich dieses Mittels enthalten sollte.

Der Versuch, mit einem solchen sozialpsychologischen Verlaufsschema von Konflikten die augenblickliche kirchliche Stimmungslage näher zu beschreiben, sagt indes noch nichts darüber aus, wie konkret Spannungen ausgehalten werden, warum und wie sie wen betreffen. Dafür spielen die besonderen Bedingungen einer hoch vernetzten Informations- und Medienweltgesellschaft eine große Rolle. Alles betrifft heute alle. Für wen könnte dies einschneidendere Folgen haben als für eine Kirche, die sich als Weltkirche versteht, in der zugleich aber jede einzelne Ortskirche geltendem Kirchenverständnis gemäß mehr bzw. anderes ist als eine Filiale eines weltweit operierenden multinationalen Konzerns, nämlich im Vollsinn Kirche.

Im Fall der drei südwestdeutschen Bischöfe wunderten sich Journalisten etwa darüber, wie sehr diese ihren „Vorstoß“ tatsächlich als einen auf bestimmte Ortskirchen begrenzten Versuch verstanden wissen wollten und die weltweite Rezeption wenigstens als von ihnen so nicht intendiert hinstellen konnten. Dahinter steht die Tatsache, daß katholische Ekklesiologie und weltweite Mediengesellschaft gegenläufige Tendenzen aufweisen. Die Medien lenken gemäß ihren Sachgesetzmäßigkeiten in einem Maße die Aufmerksamkeit auf das, was zentralkirchliche Stellen verlauten lassen, wie es der durchaus gewollten Eigenverantwortlichkeit in den Ortskirchen in der Regel nicht gut tut und die Gläubigen in vielen Fällen wohl auch überfordert. Vatikanische Prominenz überlagert diözesane Lebensrelevanz und -nähe, verstärkt den ohnehin bereits vorhandenen Zentralismus und entfremdet von der Kirche, obwohl die konkrete Ortskirche in vielem nur begrenzt tangiert ist.

Die Notwendigkeit, vieles aushalten zu müssen, war insofern vielleicht nie so groß wie heute. Die besondere katholische Mischung aus Stabilität in den Institutionen und Flexibilität in der Sache kommt weniger zum Tragen, als es wünschenswert wäre. Versuche, ortskirchliche Entwicklungen im Vorgriff auf eine erhoffte, wenn auch zunächst nicht direkt betriebene spätere gesamtkirchliche Rezeption anzustoßen, laufen Gefahr zu scheitern, da jede Äußerung von der einen wie der anderen Seite in kürzester Zeit, zumal wenn es sich um ein brisantes, unmittelbar handlungsrelevantes Thema handelt, weltkirchliche Verbreitung findet.

Daß ausgerechnet im Medienzeitalter ein „Katechismus der Katholischen Kirche“ erschien, war insofern alles andere als ein Zufall. Innerkirchliche Spannungen, Unterschiede, Widersprüche werden heute gerade auch deshalb so sehr zum Problem, weil zumindest die rein praktischen Möglichkeiten, eine Weltkirche von wenigen Schreibtischen aus zentralistisch und einheitlich zu führen, auf so atemberaubende Weise angewachsen sind. Angesichts der Pluralität, die es in der Vergangenheit unter dem Dach der katholischen Kirche bereits gab, kann das Klagen über eine vermeintlich aus dem Ruder laufende Pluralisierung heute nur wundern. Schwierig wird es erst dann, wenn zwischen Wichtigem und weniger

Wichtigem, zwischen Unverzichtbarem und Kontingentem zu wenig unterschieden wird. Das Aushalten der Spannungen fällt insofern auch deshalb so schwer, weil für viele immer noch eine zentralistisch regierte Einheitlichkeit den Maßstab abgibt, den die Sachlogik einer Kultur des „Weltorfes“ außerkirchlich massiv stützt.

Gibt es andererseits eine wirkliche Alternative zum Aushalten? Und wie sähe sie aus? Es ist bezeichnend, daß in diesen Tagen das Wort vom Rücktritt von Bischöfen die Runde macht. Der Wunsch, den Bettel hinzuwerfen, mag bei dem einen oder anderen zunächst subjektiv mehr Alarmzeichen denn reale Absicht sein, aber schon als solches sagt es mehr über die gegenwärtige Lage der Kirche als vieles andere. Manche fordern ihn, damit auf diese Weise der nicht vorhandene, aber unverzichtbare Konsens offen eingefordert werden könne. Solange die Geschäftsgrundlage nicht stimmt, sei gedeihliche Arbeit eben nicht möglich. Unmittelbare Vorteile würden aus solchem Nicht-Aushalten indes wohl nur diejenigen ziehen, die keine Notwendigkeit und keinen Anlaß sehen, daß irgendetwas auszuhalten wäre.

Der einzelne hat weniger Zeit als die Kirche

Gegen die Weigerung zurückzutreten spricht auch die allerdings immer wieder neu zu erwerbende Gewißheit, Geschichte und verpflichtende Tradition letztlich besser zu kennen als diejenigen, die unter Verweis auf Tradition Veränderung zu verhindern suchen, sowie schließlich das Zeugnis des „sensus fidelium“. Die Notwendigkeit auszuhalten, wo man gerne sähe, daß mutig neue Wege beschritten würden, rührt im übrigen auch daher, daß sich die Kirche aus guten Gründen versagt, Entscheidungen nach dem demokratischen Prinzip „Mehrheit ist Mehrheit, und sei es nur mit einer Stimme“ zu suchen. Fände dieses Prinzip innerkirchlich Anwendung, bestünde jedenfalls weniger Anlaß auszuhalten.

Denn – und das ist doch immerhin eine wichtige Erfahrung der Synoden, Foren und wie immer weitere Veranstaltungen diesen Typs auf die Dauer heißen werden – die Entschiedenheit, mit der von tragenden Kernschichten des diözesanen Lebens alles in allem für eine *gemäßigte Reformlinie* votiert wurde – und das trotz der vielfach kritisierten Zusammensetzung dieser Versammlungen – mußte jeden Lügen strafen, der hier kirchenfremde Kräfte am Werk sieht. Obwohl auch die Geduld dieser Schichten nicht einfachhin unbegrenzt ist.

Noch schwieriger verhält es sich dort, wo einfache Gläubige bzw. Kirchgänger es in großer Zahl nicht mehr aushalten, lediglich aushalten zu sollen. Selbst wenn solche Entwicklungen letztlich immer Resultat eines Knäuels von verschiedensten Teilursachen sind: Nicht wenige von ihnen dürften die Aufforderung, die Lage auszuhalten, als Zumutung empfinden und distanzieren sich auf die eine oder andere Weise. Im Rahmen ihrer individuellen Biographie glauben sie nicht so viel Zeit zu haben, wie sie die Gemeinschaft der Kirche of-

fenbar braucht, um in bestimmten Fragen zu neuen Ufern vorzustoßen.

Ihnen fehlt es an hermeneutischem Rüstzeug, um für sich individuell begründete Gegenpositionen zu beziehen, mit denen sie auch vor denen bestehen können, die ihnen mangelnde Kirchlichkeit und unzureichende Normentreue nachsagen. Daß sich auch in der Kirche nur durchsetzen wird, was argumentativ nachvollziehbar und vernünftig begründet ist, hat man ihnen vielleicht nie vermittelt. Institutionelle Vorgaben verliehen ihnen einst Sicherheit, und nun sollen sie weithin unvorbereitet eine Situation aushalten, gegen die man sich einst prinzipiell gefeit sah.

Zu erheblichen Problemen kann dies erst recht unter denjenigen führen, die unter den Bedingungen nicht gelöster Konflikte Dienste und Ämter wahrnehmen, Verantwortung, wie begrenzt auch immer, für andere tragen. Wo gesamt- oder ortskirchlich schwelende Konflikte faktisch nur an die Gemeinden und Seelsorger zur individuellen Entscheidung weitergereicht werden, führt dies bereits heute zu Überforderung, zu Konflikten eigener Art, bestehend aus einer explosiven Mischung aus Sach- und Beziehungsproblemen.

Aus den Bistümern ist zu hören, daß der Ruf nach Beratung und Supervision gegenwärtig auffallend groß ist. Wovon könnte dies mehr zeugen: Vom fortgesetzten übersteigerten Glauben an die Heilkraft solcher Methoden oder vor allem von einer heillosen Überforderung angesichts von sich häufenden Problemen? Wegen fehlender Klärungen und Kriterien würden, meinte der Organisationspsychologe *Karl Berkel* auf dem Dresdner Katholikentag, Differenzen auf der Sachebene schnell zu Konflikten auf der Beziehungsebene und damit personalisiert und emotionalisiert. Ein Großteil innerkirchlicher Konflikte entstamme der sachlichen Ebene, könne aber dort aus Unvermögen oder fehlendem Willen der Amtsträger nicht geregelt werden; folglich schafften sich diese Konflikte ihr Ventil in den persönlichen Beziehungen, dort äußerten sie sich als „mimosenhafte Empfindlichkeit, autoritäre Selbstherrlichkeit und nörgelnde Larmoyanz“.

Aushalten kann insofern nicht heißen durchhalten, bis eines Tages vermeintlich bessere Zeiten anbrechen. Gerade zu einem Zeitpunkt, an dem man nicht nur wegen der angeschlagenen Gesundheit des Papstes ein Pontifikat seinem Ende entgegengehen sieht, ist die Versuchung dazu besonders groß. Aushalten steht andererseits auch nicht für den Verzicht auf Perspektiven, die über den status quo hinausgehen. Es meint vielmehr, daß man kirchliche Wirklichkeit in ihren Widersprüchlichkeiten und Unzulänglichkeiten auf die eine oder andere Weise überspringt. Die Hoffnung, diese Spannungen und Widersprüchlichkeiten ließen sich in überschaubarer Zeit in der einen oder anderen Richtung ein für allemal abbauen, so verbreitet sie möglicherweise in den unterschiedlichsten Lagern innerhalb der Kirche auch sein mag, könnte andererseits selbst Teil des Problems sein. Aushalten meint nicht zuletzt die Notwendigkeit, Kirche gerade dann in ihrer institutionellen Dimension ernstzunehmen, wenn es der Sache nach schwer fällt – wenn auch verbunden mit der Glaubensaussage, daß sie sich darin nicht erschöpft.

Klaus Nientiedt